

Wenn Jose Tomas mit einem Stier kämpft, dann leidet ganz Spanien mit. Die iberischen Aficionados vergöttern den 26-jährigen als Jahrhunderttorero. Tomas lässt jene Zeit wiederaufleben, die mit dem Tod Manoletes 1947 und der Katastrophe des „El Cordobes“ 1964 für immer verloren schien. Die bloße Erwähnung seines Namens sorgt dafür, dass sich die Arenen zum Bersen füllen.

Im Herbst des letzten Jahres begleitete ich den „Hexer von Galapagar“ quer durch Spanien. Ich folgte ihm vom hitzeversengten Andalusien hoch ins regensatte Baskenland, zurück an die Costa del Sol und wieder hinüber bis kurz vor die portugiesische Grenze. Endlose Sonnenblumenfelder zogen an mir vorbei, die Wein- und Olivenhaine der „La Mancha“, mächtige Bergketten mit Windmühlen, steinalte Dörfer am Ufer des Ebro mit Störchennestern auf den Ziegelsteinschlotten.

Jose Tomas, der rein äußerlich eher einem romantischen Helden aus Hollywoods Stummfilmära ähnelt als dem typischen Machomatador, ist in jeder Beziehung eine Ausnahmeerscheinung.

Auf dem Sand der Arena agiert er mit einer unvergleichlichen Eleganz, Schönheit und Unbeschwertheit. Im ständigen Angesicht des Sterbens komponiert er schockierend schöne Gemälde aus Mann und Stier. Er zelebriert diese Kunst akribisch, seelenruhig und mit Todesverachtung.

Und Tomas macht keine Worte. Erst recht keine über seine Berufung, die ihm Fluch ist und Passion zugleich.

Die sieben Männer der Tomas-Cuadrilla, die am späten Morgen des 18. September das Osborne-Toro-Metallgerüst passieren, das kurz vor Salamanca am Straßenrand steht, schauen schweigend aus den Fenstern des blauen Furgonetta-Busses. Seit Ostern sind sie jetzt schon zusammen unterwegs. Die entspannte Ruhe, die während der Fahrt herrscht, entspricht genau dem Berufsethos des Jose Tomas. „Schaut mal, dieser Hut, von dem Mann dort, auf dem Fahrrad“, wird dann auch der einzige Satz bleiben, den er während der langen Anreise sagt. Tief in sich versunken, spuckt der 50-jährige Antonio Corba-

DER BLUTIGE SEPTEMBER DES JOSE TOMAS

von Wolf Reiser

cho, sein langjähriger Freund, Mentor und Macher in rhythmischen Intervallen Kürbiskernschalen auf den Boden. Seine Gedanken gelten vor allem dem bevorstehenden 24. September. An diesem Tag muss Tomas in Barcelona zum letzten Male in dieser Saison antreten. Seit sieben Jahren feierte er genau dort seine größten Triumphe und agierte dabei jedes Mal noch virtuoser, noch genialer, noch furioser. Doch auch das Publikum wird mit jeder Vorstellung anspruchsvoller, verliert dabei das gesunde Maß und erwartet wie selbstverständlich das Unmögliche. Ganz gegen seinen Willen ist Tomas zum Sklaven seines Ruhms geworden. Die gesamte Stierkampfwelt erwartet von ihm das Geschenk einer gigantischen Super-show. Tomas weiß, an was Corbacho denkt. Und Corbacho weiß, dass Tomas seine Gedanken liest. Wenn es aber ein Thema gibt, das keiner hier anspricht, dann jenes, worum sich ohnehin alles dreht in diesem sonderbaren Leben zwischen Himmel und Hölle.

In Salamanca angekommen, bezieht Jose Tomas seine Hotelsuite. Dort schließt er sich bis eine Stunde vor Beginn des Kampfabends ein, zappt durch die TV-Kanäle, bis er auf eine Aufzeichnung eines Spiels seines Lieblingsvereins Athletic Madrid oder eine Etappe der Spanienrundfahrt stößt. Später blättert er in den „Meditationen über Don Quichotte“ von Jose Ortega Y Gasset und hört dazu die neue CD seines Liebessängers Joaquin Sabina.

In den Hotelbars rund um die Plaza Mayor herrscht Fiesta-Atmosphäre. Es wird gelacht, gefeiert, getrunken, geflirtet, debattiert. An der Bar treffe ich Paco Puichol wieder, den graumähnigen, 75-jährigen Galeristen aus Valencia. Er hat die Nacht in Bars und

Discos durchgerockt, ein paar Gläser Rioja gefrühstückt und schwärmt in rauchigsten Tönen von seinem Tomas, der Revolution, der Offenbarung und scheut keinen Vergleich mit Bach-Fugen und Velasquez-Bildern. Mithilfe einer Serviette demonstriert er mir, wie Tomas in Valladolid den zweiten Stier mit einer Serie von Naturales verwirrte. Bevor er mir jetzt noch sein Schinkenmesser in die Nackenmuskeln bohrt, trete ich einen Schritt zurück. Die „Tomasistas“ aus allen Teilen der Welt quittieren Pacos Darbietung mit frenetischen „Ole“-Ovationen.

Jose Tomas ist das spanische Einmann-Woodstock, ein stets zuverlässig eingelöstes Versprechen: „I want to take you higher.“ Er wirkt wie eine Droge. Fast alle hier Anwesenden haben ihn letzte Woche in Albacete gesehen, danach in Valladolid und werden, wie ich auch, nach den zwei Festtagen hier in Salamanca hoch in den Norden nach Logrona fahren, dann wieder zurück nach Talavera de La Reina und schließlich nach Barcelona reisen, dem Alptraumziel der Tomas-Familie. Bislang triumphierte Tomas, ersoff jedes Mal fast in einem Meer weißer Taschentücher und wurde im Blitzlichtgewitter der Photographen auf den Schultern seiner Cuadrilla durchs großes Portal getragen.

Es ist kurz vor 17 Uhr: auf der Sonnenseite der Arena scheint die Luft zu brennen. Schöne Frauen im schwarz-roten Sevilla-Outfit fächern sich Kühlung zu. Ihre Männer zünden sich die erste Puro-Zigarre an. Die Trompete ertönt. Jetzt schlägt die Stunde. Der Lärmpegel ebbt ab. Die Welt könnte untergehen oder der Krieg ausbrechen. Es ist 17 Uhr und das ist die Stunde der Stiere.

Jose Tomas, der als zweiter Matador an der Reihe sein wird, steht mit gesenktem Kopf in seiner goldfunkelnden Tracht im Callejon, dem Gang direkt hinter der Barrera.

Ein paar Male bin ich ihm in den letzten Tagen begegnet. Wir wechselten ein paar Worte über das Wetter und den deutschen Fußball. Dieser Mann hat einen Blick, der aus einer anderen Zeit kommt. Er ist schüchtern und gleichzeitig felsenfest und von einer provozierenden Abwesenheit, die jede an ihn gerichtete Frage vor dem Formulieren schon überflüssig macht.

Nicht einmal dem Privatkanal „Tendido Zero“, eine Art „ran“ des Stierkampfes hat Tomas ein Interview geben. Vermutlich kennt er dieses Wort gar nicht. Es gibt auch keine Homestories, keine Portraits, Features keine Erklärungen, nichts. Er verweigert sich dem Fernsehen und verzichtet logischerweise auf dessen Millionengagen. Live übertragene Kämpfe empfindet er als den Ausverkauf der Seele des Stierkampfes. Zudem will er sich von niemandem in seiner Entscheidungsfreiheit einschränken lassen

Wenn am Ende der iberischen Saison die Elite der spanischen Toreros mit großem Tamtam nach Mexiko oder Kolumbien reist, um dort weitere, satte Gagen einzusacken, fehlt der Virtuose. Tomas hockt da lieber mit einer Angel an der andalusischen Küste. Oder er taucht als Beduine verkleidet in den Souks von Marrakesh auf. Oder er fährt alleine mit einem Jeep durch die Sahara. Oder er fliegt – ohne irgend jemand Bescheid zu geben – nach Nepal und wandert den Himalaja hoch, um mal nachzusehen ob der tatsächlich so hoch ist, wie das Corbacho behauptet. Oder er kümmert sich um eines seiner inzwischen 50 über alle Kontinente verstreuten Patenkinder. Oder er besucht ein Behindertenheim in Madrid und verteilt Geschenke. Natürlich ohne Pressefolge.

Spanien liebt die Marotten des Jose Tomas und die Edelfedern der Stierkampf-Journalisten widmen ihm Hymnen, in denen sie ihn mit Nijinsky, Paganini, El Greco, Beethoven, Dylan, Homer und Jesus vergleichen.

Zurück in die Gegenwart von Salamanca: bevor der 4-jährige Negrostier „Jabalino“ seine 585 Kilos durch das „Tor der Angst“ in die Mitte der Plaza trägt, hatte er ein feines Leben auf den Weiden seiner Züchterin Carmen Lorenzo. Er trabte mit generationenlang hochgezüchteten Freunden durch ein mediterranes Paradies aus erregenden Aromen, Quellwasser, Hitze, Herbstwinden, Winterregen und fraß sich voll mit Blutklee und Gras. Heute muss er den Preis dafür zahlen und steht jetzt, angepeitscht von seiner unerlösten Aggression verwirrt und bitterböse um sich schauend in der Mitte des Colosseums.

Jose Tomas mustert, die gelb-kirschrot leuchtende Capa lässig in der linken Hand haltend, wie der vor aufgestauter Wut schäumende Jabalino quer durch die Arena rast. Endlich sind jene qualvollen, als endlos empfundenen Sekunden der Erwartung vorbei, diese drückende Stille vor dem Gewitter. Tomas studiert mit zusammengekniffenen Augen, wie die wilde Bestie seine langen, scharfen, u-förmigen Hörner in das Holz der Barrera rammt, sich danach blitzschnell wie eine Katze umdreht, neuen Anlauf nimmt und noch gereizter mit gesenktem Kopf in die Leere der ausgebreitete Capa stößt. Selbst das winzigste Detail im Verhalten verrät dem Matador alles über die Schwächen und Stärken des Ungeheuers.

Mit ballettreifen Trippelschritten nähert sich Tomas jetzt dem in der Arenamitte stehenden Stier und bleibt, seinen Körper ungeschützt anbietend, einen Meter vor ihm stehen. Er wirft sich in Position und verharrt dann, reglos wie eine Bronzestatue. Mit einem kehligen „Hej, Toro“ schwingt er die Capa sachte vorwärts. Eine Tonne Wut bäumt sich auf. Tomas dreht sich um die eigene Achse und wirbelt, von Jabalino geifernd gefolgt in einem wilden Paso Doble über den Sand. Mit minimalistischen Handgriffen und einem Höchstmaß an Eleganz verwandelt Tomas den Orkan nach und nach zu einer Flaute. Der Stier beginnt jetzt ihm zu gehorchen. Das Publikum ist in Bann geschlagen. Donnerndem Applaus folgt jetzt das große Schweigen. Die Fächer ruhen, Zigarren glühen vor sich hin. Es ist so, als ob die Welt aufhört sich weiterzudrehen.

Niemand beschreibt die Perfektion der Kunst von Jose Tomas schöner als Javier Villan, der bekannteste Stierkampf-Journalist Spaniens. „Jose Tomas ist Leidenschaft pur. Er überrascht uns mit seiner flammenden Kaltschnäuzigkeit. Immer wieder setzt er das uralte, physikalische Gesetz außer Kraft, nachdem zwei Körper zum selben Zeitpunkt nie denselben Raum einnehmen können. Er schafft das unerträgliche Grauen und er steht da unten zwischen den Hörnern, eine unerträgliche Ewigkeit lang und nur das unmerkliche Zittern des Stiers erinnert daran, dass er für uns alle auf dem feuerspeienden Vulkan tanzt.“

Tomas tanzt, trippelt, lockt und verführt. Jabalino schnaubt, schnauft und scharrt mit den Hufen. Immer öfters knickt er nach seinen brachialen Attacken ein, überschlägt sich dabei fast, bleibt schließlich glasig glotzend stehen, wird feige und defensiv. Tomas führt ihn daraufhin so dicht an sich heran, dass es aussieht als ob er ihn durch seine Eingeweide rasen lässt.

Die finale Faena mit der scharlachroten Muleta reißt das Publikum ein weiteres Mal zu Ovationen hin. Als Tomas, dessen vorher noch goldfunkelnde Bauchpartie inzwischen vom Blut des Tieres gerötet ist zum Degen greift, ist der Fall eigentlich erledigt. Ruhe kehrt ein, als sich die Minute der Wahrheit ankündigt. Nahezu 80 % aller schweren Stierverletzungen passieren in der Schlussphase, wenn der Matador den Stier ruhend vor sich platziert hat und mit der auf dem Boden streifenden Muleta dafür sorgt, dass er seinen mächtigen Schädel senkt und den Widerrist im Nacken freigibt.

Obwohl es zu seinen erwiesenen Stärken gehört, jetzt patzt Jose Tomas ausgerechnet bei der „Estocada“, dem tödlichen Stoß, der von vorne über die Hörner hinweg ausgeführt wird mit gestrecktem Handgelenk. Ziel ist es die scharfe Klinge möglichst hoch zwischen die Schulterblätter des Stieres Richtung Herz zu platzieren.

Dieser Vernichtungsakt ist die letzte Verbindung zwischen Leben und Tod. Es soll ein kurzer und schmerzloser Abschied vom geliebten Feind sein. Deswegen hofft und erwartet jeder auf den

Tribünen, dass der Degen leicht wie ein Küchenmesser in den Rumpf eindringen.

Beim ersten Versuch setzt Tomas zu tief an und beim zweiten Male zu hoch. Jedesmal fliegt der Degen zurück wie von einer Hartgummiwand. Die sichergeglaubten Ohren – jene Trophäen, mit denen man in Spaniens Arenen einem Torero höchste Anerkennung ausdrückt – sind damit dahin und auf den Rängen macht sich Unruhe breit. Auch eine lebende Legende wie Jose Tomas steht schnell im Regen. Es gibt kaum etwas Unbarmherzigeres als das Stierkampfpublikum. Beim dritten Anlauf verschwindet sein Degen endlich in Jabalinos dampfendem Fleischgebirge. In gewohnter Routine wirbeln die Bandilleros um Luciano Nunez dem offenbar tödlich getroffenen Stier die Capas um das Geweih.

Nun aber sollte es geschehen, was selbst hartgesottene Aficionados ganz selten geboten wird. Der Stier fällt ums Verrecken nicht um. Im Gegenteil, er steht, trieft, pisst, brüllt, spuckt schaumiges Blut, rülpst und trollt sich dann langsam davon, um genau diagonal von Tomas entfernt im Schatten der Bande zu parken.

Dieser schaut ihm hinterher, ungläubig zunächst, dann seltsam müde.

Corbacho, der im schmalen Gässchen direkt an der Barrera steht, spuckt eine Ladung Kürbiskerne aus und schaut Tomas an. Vater Jose, mitten unter den Leuten auf der Tribüne schaut Tomas an. Luciano mit 25 Jahren Arenaerfahrung auf dem Buckel, schaut ihn an. Die 12 000 Zuschauer schauen ihn an. Nur der irre Stier steht da und steht und steht und ignoriert den Torero mit wegwerfender Gleichgültigkeit. Minuten vergehen und die Stille erinnert an eine Schallplatte, bei der der Tonarm auf der letzten Rille hängenbleibt.

Die Trompete ertönt als Aufforderung, den Stier endlich zu töten. Tomas gibt Luciano mit einer Geste zu verstehen, dass hier nichts mehr zu tun ist. Ein Torero ist zum Töten verurteilt und nach dem zweiten Aviso-de-Rigor-Signal schlägt die Stimmung endgültig um: Pfiffe, Wutgeschrei, Konfusion, Spott, Hass, die reine Bürgerkriegs-atmosphäre. Ein Hagel von Sitzkissen ergießt sich in die Arena.

Tomas steht in provokanter Lässigkeit an der Burladero-Planke, den einen Arm aufgelegt wie auf der Theke seiner madrillenischen Stammkneipe, den andern trotzig in die Hüfte gestemmt, etwa so wie James Dean in „Jenseits von Eden“.

Was anderntags auf den Titelseiten der spanischen Presse als „Skandal von Salamanca“ abgehandelt werden sollte, wurde dem spontanen Erwachen des Jose Tomas nicht annähernd gerecht. Und nur wenige Augenzeugen begriffen offenbar, was da genau vor ihnen ablief.

Da stand jemand, der sein ganzes Leben dem blutigen Ritual des Stierkampfes geopfert hatte. Ein Mann, der es hunderte Male schaffte die nackte Angst in tollkühne Kampflust umzuwandeln. Ein Mann, der sich dazu entschieden hatte mit aller Hingabe den Tod zu provozieren und sich im Verlauf dieser sonderbaren Karriere bisher 23 zum Teil fürchterliche Hornverletzungen zuzog.

Tomas machte es sich und allen Anwesenden in diesem Moment klar, dass er es leid war als stieretönder Fließbandsklave eigene wie fremde Erwartungen zu erfüllen. Wir wurden Zeuge eines psychischen Quantensprungs, dessen so stumme wie ohrenbetäubende Erkenntnis lautete: „Leckt mich doch alle am Arsch!“ Am besten verstanden das all die Impresarios, Manager, Arenabesitzer und TV-Bosse, also die Macher des Kartells, die mit funktionierenden Toreros ihre risikolosen Millionenprofite einfahren.

Der Stolz kehrte wieder zurück in Jose Tomas Gesicht und es kam ein Lächeln dazu, als er spürte, dass er nahezu alle gegen sich aufgebracht hatte. Der Stier da drüben hatte das Verfahren umgedreht und den Torero zum Leben erweckt. Warum also gerade ihn töten?

„Was soll das alles eigentlich alles?“ fragte sich Tomas. „Wie lange noch fahren wir von Sevilla nach Bilbao, von Cadix nach Escorial um Stiere zu töten, Corbacho, Luciano? Vergöttert, verehrt, ausgebuht oder verflucht wie heute Abend. Wie lange noch dauert dieser Trip durch Hotels, Restaurants, Intensivstationen, Rehakliniken, Raststätten und Zinnteller-Verleihungen?“

Mit Sicherheit spielte da auch die Angst vor der Hölle von Barcelona mit hinein. Die Angst vor dem Tod. Und mehr noch, die Angst vor dem Versagen. Denn das Versagen ist für einen Matador weitaus schlimmer als eine lebensgefährliche Verletzung.

Während der Stier unter dem gellenden Pfeifkonzert von einem Arenabediens-teten getötet wurde, schnappte sich Tomas seinen Wagen und verschwand im Dunkel der Nacht. Seine Crew hing mit den Presseleuten und einigen Tomasistas bis zum Morgengrauen in der Hotelbar herum. Luciano, der seinem Matador zum Zeitpunkt der Verweigerung am nächsten stand, kam auch der Wahrheit am nächsten: „Jose dachte, dass sich der Stier hinlegt und stirbt. Als der aber wie ein besoffener Traber in der Gegend herumlief, hat sich bei Jose eine Schleuse geöffnet. Dann entschied er ganz spontan zuzuschauen anstatt zu töten. Wenn ein Matador von seinem Kaliber einmal eine Entscheidung getroffen hat, dann bleibt er auch dabei, konsequent, bis zum bitteren Ende. Mir wurde schnell klar, dass er diese extreme Situation total durchleben wollte. Und mehr noch, dass er diesen Reiz auskosten wollte, endlich einmal nicht zu funktionieren. Ich liebe ihn dafür, auch wenn wir uns gestern alle am Rande des Zumutbaren bewegten. Inzwischen kann ich mir vorstellen, dass Jose mitten in einer Faena aufhört, mir seinen Degen in die Hand drückt, abhaut, mit einem Fischerboot aufs Meer hinaustuckert und nie wieder zurückkehrt. Auch dafür würde ich ihn umarmen, obwohl ich dann erst einmal arbeitslos wäre.“

Vater Jose, dem die Beschimpfungen seines Sohnes oben auf der Tribüne sichtlich zugesetzt hatten, wurde von einem Journalisten gefragt, ob die Ära Jose Tomas damit beendet sei. Er lächelte nur und meinte: „Genau das Gegenteil ist der Fall. Er ist der absolute Torero. Vor einem Stier zu stehen ist für ihn Elixier, sein Leben. Das ist seine Sucht. Nirgendwo sonst fühlt er sich so mit sich im Reinen wie mitten in der Arena direkt zwischen den Hörnern. Er ist mit Leib und Seele Torero, aber er will nun mal kein Teil dieser abgekarteten Insiderszene sein. Darum ging es heute auch unter anderem und hin-

ter diesem Auftritt stehe ich wie eine Wand – selbst wenn diese nur aus mir alleine bestehen sollte.“

Anderntags zogen schwarze Wolken über die Kathedralentürme von Salamanca. Sie wurden von heftigen Windböen begleitet, die das Ende des Sommers bedeuteten. Dieser Wind sollte sich den ganzen Tag über halten. Und Wind fürchtet ein Torero mehr noch als einen guten Stier. Er bläht die Capa auf wie ein Segel und entblößt den Matador besonders heimtückisch.

Es kam einiges zusammen an diesem Abend des 19. Septembers. Tomas, auf Wiedergutmachungskurs warf sich wie ein Nervenkranker vor den 530 kg schweren, kastanienbraunen „Sombbrero“, zum Leben bereit, zum Sterben bereit und gleichgültig gegenüber allen Widerständen, Windstößen, Warnungen.

Obwohl er bei fast jedem Schritt auf dem glitschigen Geläuf ausrutschte, zog er alle Register seiner Kunst, bot die ganze Palette seiner Eingebungen auf und legte die Schätze seines Repertoires offen.

Am Ende des zweiten Tercios stand Tomas im Regen, im biblischen Sinne nackt, nur noch mit der Muleta bewaffnet. Seine Picadores hatten ihren Lanzen dezent in den muskelharten Nacken des Stiers gebohrt, die Banderilleros hatten ihre sechs Stäbe mit den Stahlwiderhaken präzise gesetzt und der eiskalte Wind schleuderte den Regen durch das runde Loch über der Arena. Die Faena begann und Tomas demonstrierte von irrer Glut angetrieben die düstere Schönheit des Stierkampfes. Das Publikum begleitete jeden Pase mit angstdurchsetzter Begeisterung.

Plötzlich saß Tomas auf dem Bullenrücken. Einen Sekundenbruchteil später wurde er durch die Luft gewirbelt, fiel auf die blutüberströmte Flanke des Stiers zurück und knallte im freien Fall auf die Erde. Kurz vor dem Aufprall schlitzte der herrenlos herumfliegende Degen seine Schläfe auf. Fast gleichzeitig bohrte sich ein armdickes Horn in seinen Oberschenkel und beim Versuch wenigstens die Landung erträglich zu gestalten zersplitterte seine linke Hand.

Frauenschreie, Männerschreie, Entsetzen, Lähmung, wo man hinschaute.

Noch einmal setzte der Stier nach und wirbelte Tomas wie einen Strohhallen in die Luft. Dann erst war Luciano zur Stelle und lotste das Tier weg.

Tomas erhob sich, als ob er beim ersten Frost auf einer vereisten Stelle kurz mal ausgerutscht wäre. Ohne eine Spur von Schmerz zu verraten übernahm er Muleta und Degen so seelenruhig wie ein Opernbesucher seine Garderobe. Dann folgte eine minutenlange, wunderschöne, makellose, klare, klassische Faena, die – da waren sich später alle Aficionados einig – zum Besten gehörte was man während der 2000er-Temporada zu sehen bekam.

Am Ende stellte er den Stier, flog mit letzter Kraft über die Hörner hinweg und stieß ihm mit der gebrochenen Hand die schwere Toledaner Klinge so tief und entschlossen in das Nervenzentrum, dass „Sombbrero“ umfiel wie von einer Kanonenkugel getroffen. Keinen der 12000 Zuschauer hielt es auf seinem Sitzplatz. Selbst jene, die Tomas für einen Tag und eine Nacht feindlich gesonnen waren, griffen zu ihren weißen Tüchern und nötigten der „Presidencia“ zwei Ohren ab. Tomas erhielt eines – zur Strafe.

Danach drehte er mit schmalen Lippen und leblosen Augen seine Ehrenrunde, warf das Ohr dem kleinen Jungen neben mir zu und kehrte dann in die Realität zurück.

Diese bestand aus Schmerz. Tomas landete auf der Bahre der „Enfermeria“, dem plazaeigenen OP-Raum, wo ihm der Arena-Arzt eine lokale Anästhesie verpasste. Während im Nebenraum der Stier von sechs Schlächtern gehäutet, geköpft und zerlegt wurde, säuberte der Doktor die Hornwunde im Oberschenkel, stopfte die zerfetzten Adduktoren in den Schoß zurück und brachte die offene Hand in eine menschenwürdige Form.

Kurz bevor die vier Areneros den aufgebahrten Matador in den Ambulanzwagen schoben, schlug dieser die Augen auf, rappelte sich hoch und kündigte an, dass er unbedingt noch seinen zweiten Stier zu töten habe. Antonio Corbacho beruhigte ihn lakonisch: „Ich klebe dir gleich eine, dass du für immer liegen bleibst.“

Anderntags verlas ein Doktor Gonzalez in Madrid das ärztliche Bulletin:

Quetsch- und tiefe Hornwunden am rechten Oberschenkel; entzündete Hornwunde im Aduktorenbereich; Quetsch- und Hornwunden der linken Handfläche; schwere Verletzungen der Sehnen, Venen und Knochen. Gefragt, was das im Klartext hieße, übersetzte Corbacho: „Dass er sich bis Weihnachten nicht mehr die Zähne putzen kann.“

Für die Tomas-Pilger war das ungefähr wie die Lektüre der eigenen Todesanzeige. Eine Welt war über Nacht zusammengebrochen. Ratlosigkeit machte sich breit in den Frühstückssälen der Hotels in Salamanca, wo die Tomasistas aus Manhattan, Singapur, Athen, Paris und Stockholm bleich und stumm ihre Croissants in den Milchkaffee tunkten. All die angestaute Vorfreude war lähmender Frustration gewichen und man trug die Trauer ohne Scham zur Schau. Es war so ähnlich wie an jenem Tag, als John Lennon erschossen wurde. Was hatte man jetzt noch morgen im fernen Logrono verloren, wenn Tomas fehlt? Was um Himmels Willen in Talavera de la Reina? Und erst am 24. in Barcelona? Tausende freudiger Hoffnungen waren zerplatzt. Bei „Iberia“ wurden Stapel von Flugreservierungen zurückgenommen und bei den diversen Hotelrezeptionen etagenweise Zimmern und Suiten storniert.

Während Jose Tomas zuhause in seiner Finca in Galapagar bei Madrid vor Schmerzen fast verrückt wurde, versuchte Corbacho der Tragödie etwas Positives abzugewinnen. „Was wäre denn in Barcelona passiert? Vier Ohren, gut möglich. Zwei Schwänze dazu, zwei Hufe – durchaus vorstellbar. Ovationen, Jubel, Ekstase. Was wäre passiert? Ich weiß es nicht. Was ich weiß ist, dass Jose sich dort aufgeführt hätte wie ein Besessener. Er wäre über alle bisherigen Grenzen gegangen, er hätte die Plaza betreten und nur noch Hörner gesehen.“

Ein paar Kürbiskernhüllen flatterten durch die Luft. „Ich frage mich schon lange, wann wir unseren Tribut bezahlen müssen. Früher oder später bitten dich die Stiere zur Kasse. Und ich bin mir sicher, dass Jose in Barcelona rausgegangen wäre, um diese verdammte Rechnung endlich mal zu begleichen.“